

# WAS WIRKLICH ZÄHLT

Viele Tugenden waren früher ganz anders aufgeladen als heute. Dennoch haben sie nicht an Relevanz verloren. Unsere fünf Autoren haben sich Gedanken gemacht über WERTE wie Unabhängigkeit, Großzügigkeit, Haltung, Geduld und Tapferkeit

## UNABHÄNGIGKEIT

von Bettina Wüdrich

Ich bin wieder frei. Raus aus dem Job, es war meine eigene Entscheidung. Wenn ich morgens die Augen aufschlage, liegt vor mir der Tag wie eine große Verheißung. Jungfräulich und unverplant, jede Minute eine Chance. Ich bin Herrin meiner Zeit. Selbstbestimmt. Wieder unabhängig, yeah! Es kann sich aber auch so anfühlen: Ein Ziehen arbeitet sich vom oberen Magen in den Kopf hinauf, dort krallt es sich fest als Angst: Werde ich in meinem Alter jemals wieder ein Auskommen haben, das mich nicht in der Gosse landen lässt? Das fünfte Mal in meinem Berufsleben habe ich einen gut dotierten Job gekündigt.

Wenn man jung ist, liegt das Leben noch vor einem wie ein Riesenstrauß voller Möglichkeiten. Kündigen, ohne etwas Neues in Aussicht zu haben? „Wird schon was kommen, bei deinem Ehrgeiz!“, rufen die künftigen Ex-Kolleginnen und -Kollegen und klopfen einem ermutigend auf die Schulter. Ist man dann Mitte vierzig, sagen sie, sie fänden einen „ja echt mutig“. Dabei sehen sie einen teils bewundernd, teils zweifelnd an. Dann greifen sie hastig ihre Unterlagen und eilen ins nächste Meeting: Die Struktur des Arbeitstags vermittelt Sicherheit. Jetzt, mit 58, kann der Wunsch nach Unabhängigkeit auch den Beigeschmack der Altersmüdigkeit bekommen. „Naaa, auch die Nase voll

gehabt?“, werde ich von einer Kollegin gefragt, die sich hat auszahlen lassen. Ja, ein Fluchtreflex in unserer Medienbranche wäre nachvollziehbar: heute, wo der Druck so gestiegen ist und wir das Arbeitspensum der wegrationalisierten Kollegen übernehmen müssen. Aber die Kollegin liegt falsch. Ich liebe meinen Job (und würde nie einen anderen ergreifen wollen). Er lässt mich spüren, was ich kann und wer ich bin. Und gerade deshalb wähle ich in gewissen Abständen die Unabhängigkeit. Und das wohlüberlegt: Denn sie macht wach. Gerade zu Beginn fühlt sie sich an wie Lampenfieber, das Adrenalin setzt ungeahnte Energien frei. Und die Existenzangst? Man muss sie aushalten lernen. Was leichter fällt, wenn man sich früh daran gewöhnt: an die Angst, aber auch daran, seine Unabhängigkeit zu sichern.

Dass ich im selbstbewussten Klima des Postfeminismus sozialisiert wurde, half mir. In den Achtzigern, als ich mit lila Latzhose über den Campus lief, hatten wir die Beschränkungen für Frauen klar vor Augen, es gab keine Unikindergärten, Kitas oder flexiblen Arbeitszeiten. Wir wussten, wofür wir kämpften. Jede Frau sollte ihre Erfüllung im Beruf finden und damit auch finanzielle Unabhängigkeit erreichen können. Allerdings ahnte ich früh, dass Flexibilität eine wichtige Voraussetzung für Erfolg ist. Meine berufliche Erfüllung hat mich auf Kinder verzichten lassen. Ja, Unabhängigkeit bedeutet auch Einbußen und die Erkenntnis, dass man im Leben eben nicht alles haben kann. „Wer wenig begehrt, hängt von wenigem ab“, wusste schon der Philosoph Jean-Jacques Rousseau. Ich besitze kein Häuschen und kein Auto. Ich trage kaum Schmuck, aus Angst, ihn zu >

FOTOS: Marat Sifir/Blend Images/Getty Images ()



„Ich setze mich bewusst  
in einem Zustand der  
**IRRITATION** aus, bevor  
ich abstumpfe.“

BETTINA WÜNDRICH

verlieren. Vom Erwerb teurer Gegenstände hält mich die Befürchtung ab, sie könnten kaputtgehen – Reparaturen kosten Zeit und Ärger. Vor nicht allzu langer Zeit bin ich in eine Wohnung gezogen, die nicht mal halb so groß ist wie die, die ich mal hatte, als ich in der Hochkonjunktur der Zeitschriftenbranche Chefredakteurin war. Mein gesamtes Mobiliar aus dieser Wohnung habe ich verkauft – was eine Wahnsinns-mühe war (daran und an die Erkenntnis, dass Möbel eine erschreckend niedrige Halbwertszeit haben, muss ich mich nur erinnern, wenn ich mit einem teuren Neuerwerb liebäugle). Das Gefühl, als alles weg war? Buchstäbliche Erleichterung.

Was mich trägt, ist der starke Wunsch, mein Leben wahrhaftig zu leben. Deshalb setze ich mich bewusst einer neuen Situation aus: einem Zustand der Irritation. Auf der Suche nach neuen Chancen, die das eigene Wesen zum Klingen bringen. Bevor ich abstumpfe. Wer sich seiner selbst zu sicher ist, wird faul im Denken. Wird genügsam. Sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht. Läuft Gefahr, einfach nur zu funktionieren. Das Leben wagen, statt sich von ihm dirigieren lassen!

Meine Unabhängigkeit bedeutet auch Freiheit, Freiheit im Sinne einer wiedergewonnenen Selbstbestimmung. Ich kann selbst darüber entscheiden, wie ich mein Leben gestalte! Wenn ich den ganzen Tag im Bett verbringen will, kämpfe ich vielleicht mit meinem schlechten Gewissen, aber nicht mehr mit dem offenen Google-Kalender, über den die Assistenten meiner Vorgesetzten mich bisher verplant haben. Man muss ja nicht gleich so weit gehen wie der irische Schriftsteller Oliver Goldsmith, der früh behauptete, Abhängigkeit erniedrige den schöpferischen Geist. Aber sie lässt ihn zumindest austrocknen.

Übrigens ist der Charme der Freiheit ja, dass man so frei ist, sie auch aufgeben zu können. Nachdem man sich wieder gefordert, gespürt, gesammelt hat. Hauptsache, man hat sich im Herzen mit der Unabhängigkeit verbündet.



**BETTINA WÜNDRICH**, 58 Die Journalistin arbeitet heute freiberuflich als Autorin und Publizistin und lebt in Hamburg. Ihr Roman „Hochglanz“ (Rowohlt) erzählt vom Leben einer Chefredakteurin



## GEDULD

von Michael Kumpfmüller

Die Tugend der Geduld ist etwas aus der Mode gekommen, wie es scheint, etwas für alte Männer, die auf den Tod warten, gutmütige Trottel, die im Keller aus Streichhölzern den Eiffelturm nachbauen, bzw. Feiglinge aller Art, die sich mit Unbequemlichkeiten und Ungerechtigkeiten abfinden, anstatt sich gegen sie zu wehren. Kurz: Der Geduldige ist der Langweiler in Person, weil er ein Weichei ist, während um ihn herum die Ungeduldigen in eigener Sache als die wahren Helden unserer Zeit auftreten.

Von der revolutionären Ungeduld der Sechzigerjahre ist ja nicht mehr viel übrig, stattdessen taumeln wir Heutigen von einer kapitalistischen Revolution in die nächste und wundern uns, wie gestresst und wiederum ungeduldig wir sind; dauernd ist uns etwas zu viel oder zu wenig, wir haben keine Zeit, werfen sie aber mit beiden Händen zum Fenster hinaus und träumen dann vom Buddhismus, was ja bedeutet, dass wir unser aller ungeduldiges Leben mit wirklich verblüffender Ruhe ertragen. Wie passt das aber alles zusammen? Und vor allem: Was sollen wir tun?

Ich persönlich halte Geduld ja weniger für eine Tugend als vielmehr für eine Technik, für etwas, das man lernen kann,

mühsam, aber mit Erfolgsaussicht, und das Schöne ist, man tut es für sich und keineswegs für irgendwelche anderen. Ich halte es in diesen Fragen ja mit Homer, der an seinem Helden Odysseus bekanntlich verschiedene Eigenschaften preist, unter anderem die, dass er, Zitat, wagte zu dulden. In dem wunderbaren Essay „Odysseus der Sophist“ von Peter Sloterdijk (in „Was geschah im 20. Jahrhundert?“, Suhrkamp) kann man nachlesen, was es damit auf sich hat: bei Besinnung zu bleiben und zu unterlassen, was man tun könnte, aber nichts bringt, und im Modus der stillen Tapferkeit so lange zu warten, bis sich eine günstige Gelegenheit ergibt, etwas zu ändern.

Kurz: Wenn einer geduldig ist, ist er kein bequemer Feigling, sondern jemand, der auf eine rettende List sinnt; er schlägt den ungünstigen Verhältnissen, die vorläufig nicht zu ändern sind, ein Schnippchen, indem er sich ihnen fügt, um sie im ersten günstigen Moment loszuwerden oder zu verändern.

Den persönlichen Durchbruch für diese Form des Geduldigeins verdanke ich, wie so vieles, meinen drei Söhnen. Die Szene liegt schon ein paar Jahre zurück, sagen wir, der Tag nach einer Party: Man ist müde und bräuchte dringend noch etwas Schlaf, aber die Kinder lassen einen nicht; nebenan im Wohnzimmer veranstalten sie einen Höllenlärm, obwohl man sie gebeten hat, leise zu sein. Das ist in etwa die Szenerie. Mehr als eine Viertelstunde versuche ich schon zu schlafen, ich überlege, ob ich aufstehen und sie anbrüllen soll, und dann auf einmal habe ich die rettende Erkenntnis: Der Lärm ist, was er ist, aber er ist auch eine Hülle, eine Art Schutzhütte, und im Inneren dieser Hütte ist es überraschend still, warum also nicht einfach darin schlafen, und ob Sie es glauben oder nicht, innerhalb weniger Minuten bin ich eingeschlafen und kann das inzwischen unter fast allen Umständen.

Für meinen Alltag habe ich mir seither zur Maxime gemacht, dass ich nach Möglichkeit selbst bestimmen möchte, bei welchen Gelegenheiten ich ungeduldig werde, und das heißt: so selten wie möglich. Sie ärgern sich über Schlangen im Supermarkt und Leute, die Sie in der 30er-Zone überholen, und wer weiß noch was? Bleiben Sie geduldig, denn es ist Ihre Lebenszeit; manche Menschen sind nun mal so, aber Sie doch nicht! Wundern Sie sich, denn alles andere ist sinnlos, außerdem ist Sichwundern eine schöne Beschäftigung, oder pfeifen Sie im Kopf ein Lied, oder denken Sie an jemanden, der Ihnen lieb ist.

Und weil wir schon beim Thema sind: Die Liebe ist natürlich das Allerungeduldigste, das es gibt, vor allem am Anfang, und am Anfang, finde ich, darf und soll sie das auch sein, obwohl ich ja andererseits der Meinung bin, dass noch dem un-

„Geduld ist das Wissen,  
dass **DER ANDERE DER  
ANDERE** ist und bleibt.“

MICHAEL KUMPFMÜLLER

geduldigsten Anfang ein Quäntchen Geduld nicht schadet. Geduld ist unter Menschen das Wissen, dass der andere der andere ist und bleibt. Er ist nicht ich, auch keine Filiale des Ichs, sondern eigentlich eine Zumutung, so wie die Liebe selbst. Aber eben deshalb versuchen wir's ja immer wieder mit ihr; sie ist das Schwierigste, aber eben auch das Beste.



**MICHAEL KUMPFMÜLLER**, geboren 1961 in München, lebt als freier Autor in Berlin. Er hat bisher sechs Romane veröffentlicht und wurde 2008 mit dem Döblin-Preis ausgezeichnet. „Tage mit Ora“ (Kiepenheuer & Witsch) ist im August erschienen.

## TAPFERKEIT

von Helene Hegemann

Man verwechselt Tapferkeit gerne mal mit Mut, darauf komme ich, weil mir das vorhin selbst passiert ist. Mut hat man. Zur Tapferkeit wird man erzogen. Oder man wird dazu aufgefordert, sich selbst zu ihr zu erziehen, vom Zahnarzt oder von den Eltern. Meistens ist das kein selbstloser Akt von Wertevermittlung, eher Faulheit: der Versuch, die Komplexität des Alltags zu reduzieren, indem man sein Kind durch die Aussicht auf Applaus fürs Durchhalten von einer Hysterie abhält, in die es bei kräftezehrenden Widerständen (Hausaufgaben, Schürfwunde, barfuß im Garten auf toten Igel getreten) normalerweise verfallen müsste. Tapferkeit ist Zähnezusammenbeißen, weniger im eigenen Interesse als in dem des sozialen Umfelds. Stellen Sie sich einen Hund vor, der nicht die geringste Ahnung hat, warum ein Tierarzt ihn mit Hartplastik-Schnallen an seinen Behandlungstisch festkettet: Wenn der Hund, in Schockstarre, die Ungewissheit seines Schicksals über sich ergehen lässt und stillhält, ist er tapfer. Wenn er zubeißt – dann hat er Mut. Den Mut, einen unwürdigen Zustand nicht als gottgegeben hinzunehmen, sondern sich ihm ohne Rücksicht auf Konsequenzen zu widersetzen. Würde ich jetzt mal sagen. Dieser Mut ist allerdings etwas, das den Menschen, denen dieser Hund gehört, gewisse Schwierigkeiten bereiten kann.

Die Aufgabe, einen kurzen Text über Tapferkeit anzufangen, kam mir im ersten Moment aus dem entgegengesetzten Grund schwer vor, aus dem es mir jetzt schwer vorkommt, den Text zu Ende zu bringen: Denkt man über das Wort nach, fallen einem abgegriffene, floskelhafte Allgemeinplätze ein; Aufforderungen zu Charakterstärke und bescheidenem Ausharren, die automatisch was von einem christlich-kapitalistischen Erweckungsvortrag haben. Zehn Minuten später, nach dem Gedanken an den Hund und der Feststellung, dass man Tapferkeit und Mut unter Umständen sogar als Gegensätze interpretieren kann, fällt es



„Tapferkeit ist ZÄHNE-  
ZUSAMMENBEISSEN, im Interesse  
des sozialen Umfelds.“

HELENE HEGEMANN

schwer, das hier überhaupt noch auf eine positive Schlussfolgerung hinauslaufen zu lassen. Zum Glück fällt mir in letzter Sekunde noch Heinz Emigholz ein, ein von mir bewundener Filmregisseur, der einen Großteil seines Lebens für seine Filme von der Kritik aufs Übelste angefeindet wurde. Inzwischen gilt er unwiderruflich als Koryphäe und reist mit seiner Kunst durch die Welt. In seinem Film „Streetscapes [Dialogue]“, der eine Art Reinszenierung von Gesprächen zwischen Emigholz und seinem Psychoanalytiker vor dem Hintergrund spektakulärer Architektur in Südamerika ist, erzählt der Regisseur von dem größten Kompliment, das er je gekriegt hat. In dem Moment, in dem es kein Zurück mehr gab, er in der öffentlichen Wahrnehmung also endgültig als jemand abgenickt wurde, der kein Freak ist, sondern die Berechtigung hat, als ernsthafter Künstler anerkannt zu werden – in diesem Moment sagt ein Freund zu ihm sinngemäß: „Das hast du gut ausgesessen.“

Damit meint er: tapfer, wie du den ganzen Scheiß all die Jahre über dich ergehen und dich nicht beirren hast lassen. Diese Art von Tapferkeit resultiert aus innerer Überzeugung; Überzeugung von dem, was man in die Welt setzt, Überzeugung, die nichts mit Lob oder Anerkennung oder der Bedienung von Zeiterscheinungen zu tun hat. Und aus dieser Überzeugung resultiert, in manchen Fällen zumindest, ein Mut, der die Tapferkeit, mit der man durchhält, bedingt und rechtfertigt. Das Schwerste am Tapfersein ist also die Überzeugung, die einen tapfer sein lässt. Lohnt sich aber offensichtlich.



HELENE HEGEMANN 1992 geboren, lebt in Berlin und arbeitet als Autorin, Regisseurin und Schauspielerin. Im August 2018 hat sie ihren neuen Roman „Bungalow“ (Hanser) vorgelegt.

## GROSSZÜGIGKEIT

von Helge Timmerberg

Wenn der Mond in kleinen Scheiben durch die Palme fällt und sein Licht eine glitzernde Straße auf dem Meer produziert, die zum Horizont führt und wahrscheinlich auch darüber hinaus, und sich die Luft dazu besser als die beste Textilie auf der Haut anfühlt, die Wellen rauschen, der Wind flüstert und die Papageien auf dem Hawaiihemd schweigen, dann beweist sich die großzü-

gige Schönheit der Nächte des Südens. Wenn Bikinis die Farben von Bonbons haben und Frauen beim Einatmen Ja und beim Ausatmen Amen sagen, spricht man von der Großzügigkeit der Liebe, und wie großzügig bin ich bei alledem? Nun, ich geize nicht mit Komplimenten. Und das ist schon mal die halbe Miete.

Als Großzügigkeit, die nichts kostet, zählt auch der unverdiente Applaus. Gestern Abend spielten zwei Musiker in der Strandbar auf, die für mich nur schwer zu ertragen waren. Der eine trommelte, der andere jammerte. Ich stellte meine Hörgeräte aus. Ohne sie habe ich nur noch 30 Prozent Hörfähigkeit, und trotzdem war mir das zu laut. Sie kamen nie auf den Punkt, spielten nie präzise, sie rührten in anderer Leute Lieder wie in einem Gemüseintopf rum, und gern hätte ich eine Tomate dazugeworfen, stattdessen klatschte ich ein bisschen, weil Applaus das Brot der Künstler ist, und man will nicht unhöflich sein, obwohl es die falsche Botschaft zu ihnen trug und damit auch eine gewisse Kontraproduktivität der Großzügigkeit.

„Großzügigkeit ist leicht und  
von so unverbindlicher  
Oberflächlichkeit wie das  
KRÄUSELN DER  
WELLEN auf hoher See.“

HELGE TIMMERBERG

Das alte Lied, schon Goethe wusste es zu singen, über das Gute, das Böses schafft, und umgekehrt, aber dieser Einwand führt eigentlich zu tief beim Thema Großzügigkeit, denn sie ist immer leicht und von so unverbindlicher Oberflächlichkeit wie das Kräuseln der Wellen auf hoher See. Sie braucht keine Dankbarkeit, weil sie den Großzügigen selbst erfreut und den, der sie nur ausnutzt, beschämt. Sie ist wie ein Spiegel. Schaut ein Geiziger hinein, sieht er seine Hässlichkeit. Darum schockierte mich die Information, dass einer meiner Helden stockgeizig ist. Natürlich gilt die Unschuldsvermutung, denn ich habe es nicht persönlich erlebt, aber der Mann, der es mir erzählte, ist Verleger und gilt als gut informiert. Sean Connery, mein Vorbild in Charme, Anstand und Stil, verlor damit schlagartig an Attraktivität. Wenn es denn stimmt. Aber auch wenn es nicht stimmt, was ich hoffe, zeigt mir meine Reaktion, wie hässlich der Geiz einen schönen Mann machen kann. Und wie schön die Großzügigkeit ist.

Wie großzügig bin ich eigentlich zu mir? Eine wichtige Frage, denn ich nehme an, dass Moses nur deshalb zehn Gebote vom Berg mit herunterbrachte, weil er mehr nicht

schleppen konnte. Die Steintafeln wogen einiges. Das elfte Gebot hieß: „Sei so großzügig zu deinem Nächsten wie zu dir selbst.“ Gönne ich mir genug, um auch anderen genug zu gönnen? Eine gute Zeit, schönes Geld und ein prallvolles Leben? Verzeihe ich mir meine Fehler, liebe ich meine Schwächen, kann ich auch mal zu spät kommen ohne schlechtes Gewissen? Oder bastel ich mir mit meiner Disziplin, meiner Moral und meinem Perfektionismus einen ausbruchsicheren Seelengulag? Und die Antwort ist: Ich bessere mich.



HELGE TIMMERBERG, 66 Der Buchautor und Journalist schreibt Reisereportagen aus aller Welt u. a. für SZ, „Zeit“, „Spiegel“. „Die Straßen der Lebenden: Storys von unterwegs“ (Malik) erschien 2017.

## HALTUNG

von Nico Hofmann

Nein, es wird nicht einfach wieder vorbeigehen. Die Bilder der Tage in Chemnitz aus dem August 2018 werden bleiben, und sie werden nachwirken. Denn es sind nicht nur die Szenen, in denen hemmungslose Neonazis „Deutschland den Deutschen, Ausländer raus“ grölend zur Hetzjagd auf Migranten blasen und dabei offen die Hand zum Hitlergruß erheben, die Angst machen. Verstörend wirkt vor allem der Anblick ihrer bürgerlichen Sympathisanten, die sich ohne Scheu in einer bisher ungekannten Pogromstimmung Seit an Seit mit den rechtsextremen Schlägern gemein machen.

Nein, es ist nicht die Mehrheit, die dem rechten Mob folgt und sich mit ihm solidarisiert. Nicht in Deutschland und auch nicht in Sachsen. Dennoch: Die Bilder von Chemnitz sind mehr als nur ein Anfang. Sie sind ein Zeichen dafür, dass eine Entwicklung in diesem Land viel weiter vorangeschritten ist, als wir uns das haben vorstellen können. Rechtsextremes Gedankengut und auch offen rechtsextremes Handeln sind nicht länger nur einer kleinen Gruppe von Radikalen vorbehalten. Sie breiten sich aus und finden Rückhalt in einem Teil der Bevölkerung, der sich selbst zwar nicht als Nazis bezeichnen lassen würde, aber auch nichts mehr dagegen hat, ihnen recht zu geben und mit ihnen gemeinsam an einem Strang zu ziehen.

Was wir brauchen, um dieser Entwicklung zu begegnen und diesen Bildern etwas entgegenzusetzen, die so fatal an die Anfänge der dunkelsten Zeiten unserer Geschichte erinnern, als eine Minderheit in Deutschland zur Mehrheit wurde und in der Folge Tod und Verderben über Europa brachte, ist Haltung. Haltung in einem ganz altmodischen Sinne: indem wir uns zu Wort

melden. Indem wir offen und selbstbewusst dagegenhalten und unmissverständlich unsere Meinung artikulieren, wenn das bedroht wird, was wir und auch die Generationen vor uns nach bitterer Erfahrung von den Nachkriegsjahren bis heute aufgebaut und immer wieder aufs Neue verteidigt haben und worauf wir zu Recht stolz sind: eine demokratische, offene und bei allen Herausforderungen im Kern vielfältige Gesellschaft als nicht verhandelbare Grundlage unseres Zusammenlebens.

Ganz sicher braucht Haltung, wenn sie öffentlich und wirksam werden soll, Mut und eine Form von Courage, die über die beruhigende Selbstvergewisserung durch einen schnell kreierten Hashtag in den sozialen Medien hinausgeht. Haltung zu zeigen heißt auch, sich mit sich selbst und seiner eigenen Geschichte auseinanderzusetzen und sich seiner selbst bewusst zu werden. Haltung heißt, Verantwortung für die eigene Meinung zu übernehmen, sich auf Debatten einzulassen und dabei auch die Konsensblase der eigenen Umgebung zu verlassen. Haltung heißt, Widerspruch zuzulassen und auszuhalten, dagegen zu argumentieren und dadurch zu überzeugen. Haltung kann sich dabei auf vielerlei Weise zeigen: laut und kämpferisch, leise und beharrlich, in kleinen oder in großen Gesten. Wie und auf welche Weise wir uns zu Wort melden, welche eigenen Bilder wir schaffen und welche Vorstellungen von Zukunft wir daraus entwickeln – Haltung hat viele und vielfältige Gesichter.

„Widerspruch zulassen  
und aushalten, DAGEGEN  
ARGUMENTIEREN  
und dadurch überzeugen.“

NICO HOFMANN

Nur eines ist dabei ganz sicher. Das Gegenteil von Haltung heißt in diesen Zeiten: Schweigen. Sich wegzuducken, in staatsbürgerliche Apathie zu verfallen oder sich in eine bequeme Privatheit zurückzuziehen und einfach mal abzuwarten und zu hoffen, dass all das, was wir gerade erleben, schon von selbst wieder vorbeigeht. Denn das wird es, wie gesagt, nicht. Dazu hat sich ein rechter und radikaler Virus schon viel zu weit ausgebreitet. Auch weil wir schon viel zu oft und viel zu lange träge geschwiegen haben. Aber spätestens nach den Tagen und den Bildern von Chemnitz wird niemand mehr sagen können, er habe das nicht gewusst.



NICO HOFMANN wurde 1959 geboren und zählt zu den wichtigsten Filmproduzenten Deutschlands. Im Frühjahr erschien sein Buch „Mehr Haltung, bitte!“ (C. Bertelsmann).